

Jugendliche an den katholischen Universitäten

ROSA APARICIO, ANDRÉS TORNOS UND DIEGO RODRÍGUEZ AZCÁRATE

Heutzutage bilden die Zulassung zum Universitätsstudium und die Ausrichtung, die ein großer Teil der Jugendlichen dem Studium und dem Zusammenleben gibt, eine äußerst wichtige Lebensphase für die Studierenden selbst. Darüber hinaus wird diese Phase in hohem Maße die Welt beeinflussen, in der sie sich dann als Erwachsene bewegen werden und das verändern, was die Generationen vor ihnen gestaltet haben.

In diese Prozesse sind auch die Universitäten der Kirche einbezogen, die sich ihren Statuten gemäß »für den Fortschritt des Wissens und die Entwicklung einer gerechteren und menschlicheren Welt im Licht des christlichen Glaubens und im Geist des Evangeliums«¹ engagieren. Damit stellt sich die Frage, ob die Jugendlichen, die an katholischen Universitäten studieren, diese Ziele übernehmen, oder ob sie einfach neben einer Pädagogik herleben, die diese Ziele anstrebt, aber eher ihrem eigenen Wertesystem entsprechend ihre Wege suchen, um die angestrebten Abschlüsse zu erreichen.

Zugleich entwerfen die Jugendlichen in diesen Prozessen ganz und gar ihr eigenes Bild von sich und geben uns Aufschluss darüber, wie sie persönlich sind, von welchen Werten sie sich leiten lassen, wie sie die Welt sehen, welche Vorstellungen sie von den politischen Strukturen haben, welcher Zukunft sie entgegengehen ...

Die Gelegenheit, dies zu untersuchen, verschafft uns die erst vor Kurzem von der *Federación internacional de Universidades Católicas* (»Internationale Föderation katholischer Universitäten«) veröffentlichte Studie über ihre Studierenden (FIUC 2014). Die Studie wurde zwischen 2012 und 2014 mit dem Ziel erstellt, den Trägern der Universitäten ein Bild der studentischen Kulturen zu liefern, mittels derer die jungen Leute dem, was sie an der Universität tun, Sinn verleihen. Hierfür wurden weltweit fast 17.000 Studierende dieser Universitäten befragt.² Auf diese Studie, die detailliert untersuchte, wie Jugendliche zu ihren Universitäten, zur Gesellschaft und zu ihrer Zukunft stehen, wollen wir im Folgenden näher eingehen. Dies macht es uns möglich, einen Stil jugendlichen Lebens aus der Nähe zu betrachten, der für die Kirche interessant ist.

Dieser Beitrag wird also in seinem ersten, eher einführenden Teil einen Gesamtüberblick über die Studierenden an den katholischen Universitäten geben, um die es im weiteren Verlauf geht. Ebenfalls in diesem einführenden Teil wird dann eine Zusammenfassung dessen geboten, was die Universitäten den jungen Leuten vermitteln wollen. Wir stellen die Studierenden selbst diesen Idealen gegenüber und versuchen so zu erkunden, was sie interessiert und motiviert. Danach werden wir uns gründlicher der Frage zuwenden, wie sich die

Jugendlichen selbst gegenüber ihren Universitäten, gegenüber der Religion, gegenüber der Gesellschaft und der Zukunft positionieren.

I. Die Studierenden und die Ziele der Universitäten

Um uns bewusst zu machen, wie die Studierenden, um die es hier geht, wirklich sind, konzentrieren wir uns auf die kulturellen Kontexte, innerhalb derer sie sozialisiert wurden, auf die gesellschaftlichen Schichten, denen sie angehören, und auf ihre Religionszugehörigkeit sowie die religiösen Positionen, die sie einnehmen. Entspricht ihr Verhalten dem von Studierenden, die auf der ganzen Welt gleich und homogen sind? Welche Prägung durch die Zugehörigkeit zu einer gesellschaftlichen Klasse oder Schicht lässt sich eventuell ausmachen? Bewirkt ein konfessionelles Umfeld, dass sie anders sind als die übrigen Jugendlichen?

1. Die unterschiedlichen Kulturkreise, denen die studierende Jugend angehört

Den Ausgangspunkt bildete die Annahme, dass die Haltung der Studierenden zum Wissen, zu den Verantwortlichkeiten und zur gesellschaftlichen Funktion des Wissens, die für die Auffassung der katholischen Universitäten typisch ist, unterschiedlich sein kann. Ihre Antworten wurden den 85 Fragen des Fragebogens zugeordnet, der elf unterschiedliche geografische Regionen berücksichtigte: Afrika, Mittelamerika und die Karibik, Nordamerika, Südamerika ohne Brasilien, Brasilien, Westeuropa, Osteuropa, Indien, Ostasien, Südostasien (mit den Philippinen), den Mittleren Osten. Die Kriterien, nach denen diese Einteilung vorgenommen wurde, waren einerseits die Zugehörigkeit zu vermutlich unterschiedlichen geografisch-kulturellen Zonen und andererseits die Anzahl der katholischen Universitäten, die es jeweils in diesen Regionen gibt. So wurde etwa Brasilien vom Rest Südamerikas getrennt behandelt, weil hier die katholischen Universitäten sehr zahlreich sind. Und man ging davon aus, dass man mithilfe der Unterscheidung dieser Regionen die unter den Studierenden der jeweiligen Kulturkreise existierenden Unterschiede konkreter fassen könnte.

Es stellte sich tatsächlich heraus, dass diese vermuteten Unterschiede hinsichtlich der Art und Weise, wie Studentsein und Christsein jeweils gelebt wird, existieren. In Afrika zum Beispiel mit entschieden größerem Enthusiasmus; in Westeuropa mit ziemlicher Distanz und viel Pragmatismus; in Osteuropa mit einem gewissen Pessimismus ... An entsprechender Stelle werden wir auf diese offensichtlichen Unterschiede zu sprechen kommen.

2. Die sozialen Schichten, aus denen sich die Studierenden rekrutieren

Um die Studierendenschaft präziser zu erfassen, wurde das Bildungsniveau der Eltern erhoben und geprüft, welches gesellschaftliche Ansehen ihr Beruf

genießt. Es stellte sich heraus, dass in den meisten Elternhäusern, aus denen die Studierenden an katholischen Universitäten stammen, das Bildungsniveau der Väter und Mütter hoch bzw. sehr hoch ist; dies gilt ebenso für den ausgeübten Beruf beider Elternteile. Der Prozentsatz derer, die ein Universitätsstudium abgeschlossen haben, liegt in den meisten Ländern weit über dem Durchschnitt der Erwachsenen über 25 Jahre (45,4 Prozent der Väter und 42,4 Prozent der Mütter); dies gilt auch für die am höchsten entwickelten Länder (zum Beispiel in den USA: 39 Prozent; in Großbritannien 31 Prozent). Und ihr Ausbildungsniveau entspricht, wenn auch nur in etwa, dem Niveau ihrer beruflichen Tätigkeit.

Es ergibt sich also: Die soziale Schicht, der die Familien der an katholischen Universitäten Studierenden überwiegend angehören, ist die gehobene Mittelschicht. Dies festzuhalten ist wichtig, um alle weiteren Daten der Studie verstehen zu können.

3. Wie stehen die Studierenden zur katholischen Ausrichtung ihrer Universitäten?

Es sind also vorwiegend Jugendliche aus der gehobenen Mittelschicht, die sich entschließen, sich an einer katholischen Universität zu immatrikulieren. Und natürlich sagen sie, sie hätten dies aus eigenem Antrieb (83,4 Prozent der Gesamtzahl)³ und im Wissen darum gemacht, dass sich diese Universitäten an den Grundsätzen und Lehren der katholischen Kirche (80,5 Prozent) orientieren – obwohl es wichtig ist festzustellen, dass lediglich 13,3 Prozent diese Universität genau aus dem Grund gewählt haben, weil sie katholisch ist (in Ostasien 1 Prozent, in Westeuropa 4,9 Prozent, das heißt nicht einmal jeder zwanzigste Student).

Diese Zahlen sind von großer Bedeutung, denn sie zeigen, dass es bereits zu Beginn des Universitätsstudiums eine latente Spannung gibt zwischen dem, was die Studierenden wollen, die sich in katholischen Universitäten immatrikulieren, und der grundlegenden Intention dieser Universitäten selbst. Die katholischen Universitäten werden gegründet, um das Christliche und Katholische im universitären Milieu sichtbar zu machen. Die Studierenden wissen das, aber es interessiert sie nicht. Es sieht so aus, als würde die konfessionelle Ausrichtung der Universitäten die Studierendenschaft nicht besonders interessieren – möglicherweise aufgrund der gesellschaftlichen Schicht, der sie angehören. Warum haben sie sich dann aber genau für eine solche Universität entschieden? Welche kulturellen und religiösen Prägungen haben dazu geführt, dass sie sich entschlossen haben, hier zu studieren?

Vorausgeschickt sei, dass 39 Prozent das Religiöse nichts sagt. Denn auf die Frage, ob sie sich als religiöse Menschen bezeichnen würden, haben nicht mehr als 61 Prozent mit »Ja« geantwortet (wobei diese Zahl in Westeuropa und Ostasien weit niedriger ist). Was die Konfessionszugehörigkeit betrifft, so haben fast 50 Prozent gesagt, sie seien katholisch (49,6 Prozent), wobei andere christliche Konfessionen, Juden, Muslime, Buddhisten und Hindus prozentual weniger ins Gewicht fallen. Es fällt also auf, dass trotz der Tatsache, dass diese Konfessions-

zugehörigkeit unter den Studierenden so hoch ist, der Anteil derer, die diese Universität aus dem Grund gewählt haben, weil sie katholisch ist, sehr niedrig ist.

Man könnte sagen, dass das Katholische bei den Studierenden auf eine passive Akzeptanz stößt. Doch der katholische Charakter der Universität und die damit verbundene Intention sind weit entfernt von den Gründen, aus denen die Studierenden diese Universität gewählt haben. Von Anfang an schienen sie in der Umfrage deutlich machen zu wollen, dass sie sich mit der Katholizität der Lehranstalten, die sie besuchen, nicht verbunden fühlen.

Zusammengefasst: Was diese Studierenden insgesamt kennzeichnet, ist kein aktives konfessionelles Umfeld, von dem sie geprägt wären, und sie bilden in diesem Sinne keinen einheitlichen Block gegenüber den Jugendlichen um sie herum, ob sie nun gläubig sind oder nicht. Doch unter diesen Jugendlichen, auch den Nichtgläubigen, findet man überwiegend eine unproblematische Akzeptanz des Religiösen. Das ist vielleicht deshalb so, weil diese Art von Akzeptanz in der sozioökonomischen Schicht, der ihre Familien angehören, am meisten verbreitet ist – auch wenn dies die grundlegenden kulturellen Tendenzen, die etwa Afrika von Indien trennen, nicht aufhebt. Sehen wir nun, was die katholischen Universitäten, die diese Studierenden angenommen haben, bei ihnen erreichen wollen.

4. Die Bildungsziele der katholischen Universitäten

Es ist sattsam bekannt, dass die Zielsetzung der katholischen Universitäten nicht darin besteht, die Studierenden zu bekehren, sondern dass sie sich im Hinblick auf die Studierenden und Lehrenden an das katholische Ideal der Religionsfreiheit halten. Ob die Universitäten ihrer kirchlichen Zielsetzung gerecht werden, bemisst sich also nicht an der Zahl der Bekehrungen zum Katholizismus unter Studierenden und Professoren.

Doch die Universitäten der Kirche streben sehr wohl eine Besonderheit in Ausübung ihrer universitären Pflicht an, wie es die von Papst Johannes Paul II. promulierte Apostolische Konstitution *Ex corde Ecclesiae* ausführlich darlegt. Die Besonderheit besteht darin, den Lehrauftrag, den Auftrag, Wissen hervorzu- bringen und zu verbreiten, so durchzuführen, dass man dieses Wissen nicht nur unter dem Aspekt seiner unbestreitbaren Nützlichkeit sieht, sondern zuerst und vor allem als »Wahrheiten« auffasst, die die zwischenmenschlichen Beziehungen und die Beziehungen zwischen Mensch und Welt veredeln. Und zweitens soll damit dazu beigetragen werden, im Licht des Glaubens und dank des Geistes des Evangeliums eine gerechtere und menschlichere Welt zu schaffen. *Ex corde Ecclesiae* argumentiert, dass das enorme wirtschaftliche und industrielle Wachstum, zu dem die Wissenschaft in der heutigen Welt beiträgt, zwangsläufig eine entsprechende *Sinnforschung* verlangt, »um sicherzustellen, dass die neuen Errungenschaften zum Wohl der einzelnen Menschen und der ganzen menschlichen Gemeinschaft insgesamt verwendet werden. [...] Denn auf dem Spiel steht der *Sinn der wissenschaftlichen Forschung und der Technik*, des sozialen Zusam-

menlebens und der Kultur, doch, noch tiefer betrachtet, die Bedeutung des Menschen selbst.«⁴

Diese Ziele wären also gleichermaßen in allen katholischen Universitäten für die Ausbildung der gesamten Studierendenschaft, ob nun katholisch oder nicht, in allen von ihnen angebotenen Fachbereichen, in allen Ländern und Kulturkreisen gültig. Und die Art und Weise, wie sich die Studierenden zu diesen Zielen verhalten, ist für uns der Maßstab, nicht so sehr für das Funktionieren der Universitäten – das sie selbstverständlich unter Beweis stellen –, sondern dafür, wie diese Studierenden zum Studium, zur Gesellschaft und zu ihrer eigenen Zukunft stehen.

II. Die derzeitige Generation von Studierenden an katholischen Universitäten und ihre Haltung zum Studium, zum Religiösen, zur Gesellschaft, zur Zukunft

1. Wie sich der Stil der jungen Leute zu Studium und Ausbildungsstätten fügt

Zunächst geht es darum, was die Studierenden zur Frage sagen, warum sie das Fach, das sie studieren, gewählt haben, und warum sie es an einer katholischen Universität studieren. Und hier zeichnet sich in ihren Antworten ein erster sehr allgemeiner Grundzug ab, der ihre Persönlichkeit insgesamt betrifft: das (vorgebliche?) Bewusstsein von Autonomie. Sie haben eine Universitätskarriere begonnen, weil sie selbst sich dazu entschieden haben, sie haben genau die Laufbahn gewählt, die sie wollen, und sich in die Universität immatrikuliert, die sie bevorzugen. Nur in 1,3 Prozent der Fälle hätten die Eltern entschieden, dass sie studieren sollten, nur in 8,9 Prozent der Fälle hätten die Eltern das Studienfach bestimmen wollen und nur in 11,8 Prozent der Fälle hätten die Eltern die Universität ausgesucht, in der sie nun studieren. 90 Prozent dieser jungen Leute denken oder glauben daher, dass sie, was die Grundlegung ihres universitären Lebens und damit ihrer Zukunft insgesamt betrifft, selbstständig gewesen sind oder es immer noch sind.

Dies erweist sich als bedeutsam, wenn man sich vor Augen hält, dass den meisten (etwa 75 Prozent) das Studium von der Familie oder noch anderen Institutionen (21,6 Prozent) bezahlt wird. Lediglich 3,4 Prozent bezahlen ihr Studium selbst. Und deshalb könnte man sagen, ihre Selbstständigkeit ist bis zu einem gewissen Punkt eine Art »klassenbedingte Autonomie«, das heißt eine Autonomie, die an die gesellschaftliche Klasse, der sie angehören, gebunden ist. Etwas grob ausgedrückt könnte man sagen, dass sie sich ihre Universität aussuchen konnten, weil ihre Familie »reich« ist. Und dies scheint sich auch hinter anderen Aspekten ihrer Grundhaltungen zu verbergen, bis hin zu dem Punkt, dass man in einigen Ländern den Eindruck hat, die Universitäten der Kirche seien elitär oder auch klassenspezifisch. Und so wie diese Tatsache diametral dem Geist ent-

gegensteht, den die Kirche mit ihren Universitäten repräsentieren will, so scheint es auf der anderen Seite nicht leicht zu sein zu vermeiden, dass die Kosten für das Studium für Studierende mit einem anderen Klassenhintergrund unerschwinglich sind. Es ist keineswegs unerheblich zu fragen, ob man das Mögliche tut oder ob man mehr tun müsste, damit sich die Universitäten der Kirche überall davon befreien, dass ihre Studierenden der gesellschaftlichen Elite angehören.

Kehren wir nun zu der Frage zurück, was die Studierenden dazu gebracht hat, ein bestimmtes Studium zu wählen: Es wurde ihnen eine Liste mit fünfzehn sehr unterschiedlichen Gründen vorgelegt, die sie zur Wahl eines Studienfaches veranlasst haben könnten: Einige dieser Gründe waren wirtschaftlich-sozialer Natur (wie etwa Fähigkeiten zu erwerben, um Arbeit zu finden und ein gutes Gehalt zu beziehen), andere idealistisch (wie etwa bessere Möglichkeiten zu haben, für eine gerechtere Gesellschaft zu wirken). Die Studierenden wurden gebeten, für jeden einzelnen dieser möglichen Gründe für die Studienwahl anzugeben, ob er die Entscheidung beeinflusst hat und in welchem Maße. Und wie zu erwarten war, gab der Großteil (72,1 Prozent) an, dass sie nach Geschmack und persönlichen Fähigkeiten ihre Wahl getroffen hätten. Doch wenn man ins Detail geht, dann zeigten sich interessante Perspektiven hinsichtlich dessen, wie die Studierenden in den verschiedenen Ländern zu ihrem Studium stehen.

So haben zum Beispiel mehr als 25 Prozent der jungen Leute in Afrika, Mittelamerika, Nordamerika (Kanada, USA, Mexiko) und Südamerika gesagt, die Tatsache, dass ihr Studium sie instand setzen könnte, für eine gerechtere Welt zu arbeiten, habe ihre Wahl entscheidend beeinflusst. Umgekehrt hat dieser Gesichtspunkt weniger als 20 Prozent der Studierenden in Brasilien, Westeuropa, Osteuropa, Indien, Ostasien, Südostasien und im Mittleren Osten beeinflusst.

Es lohnt sich, diese Verteilung der unterschiedlichen Meinungen noch etwas zu präzisieren. Denn auch wenn es fraglich ist, ob die Antworten in diesem Fall tatsächlich das wiedergeben, was die jungen Leute motiviert hat, dann machen sie auf jeden Fall deutlich, welche Antworten auf die Frage nach der Motivation ihres Studienbeginns die Studierenden in den unterschiedlichen lokalen Kontexten für angemessen hielten. Und man erfasst die Sache genauer, wenn man feststellt, dass nur 16,2 Prozent es wagten zu sagen, dass für ihre Wahl die Aussicht entscheidend gewesen sei, viel Geld zu verdienen (in Mittelamerika und der Karibik waren es 23 Prozent), wenn auch 23,9 Prozent das gesellschaftliche Prestige als Grund angaben und 24,8 Prozent schlicht meinten, das gewählte Studium biete ihnen die besten Möglichkeiten, einen Arbeitsplatz zu finden. Bei weiten Teilen der Studierenden kamen also Haltungen gegenüber ihrer Studienwahl zum Ausdruck, die gerade *nicht* von Uneigennützigkeit oder der Suche nach Sinn und Werten geprägt sind.

Auf derselben Linie liegt das, was die Überprüfung der Motivation dafür gezeigt hat, ausgerechnet eine katholische Universität zu wählen. Konkret gesprochen: dass katholische Universitäten einen guten wissenschaftlichen Ruf hätten, dass sie eine gute Ausbildung für die Ausübung eines Berufes in den

jeweiligen Fachrichtungen böten, dass die Abgänger dieser Universitäten auf dem Arbeitsmarkt gut bewertet würden, dass bei ihnen eine gute Studienatmosphäre herrsche. Und weniger wichtig sei ihnen gewesen, dass sie besonders interkulturell geprägt seien, dass sie interessante Aktivitäten außerhalb der Lehrpläne anböten, dass sie sich besonders durch ein höheres Forschungsniveau auszeichneten, dass sie sich um die besondere Aufmerksamkeit für den Einzelnen bemühten. Oder: Sie wünschten sich und erwarteten von den Universitäten, in denen sie sich einschrieben, dass sie gut mit Arbeitsweisen vertraut gemacht würden, die gesellschaftliche Anerkennung und Prestige genießen, aber nicht, dass sie ihre Vorstellungen von der Welt, vom Studium und vom Leben innovativ erweitern oder verändern.

Zwei Drittel der Studierenden scheinen sehr klar zu wissen, was sie von der Universität wollen, unabhängig von dem, was die katholischen Universitäten selbst wollen. Denn mehr als zwei Drittel der Studierenden haben *nie* oder *fast nie* an besonderen Aktivitäten teilgenommen, die die Universitäten für sie organisierten – ob es sich um individuelle Betreuung vonseiten von Tutoren oder Professoren handelte, um die Teilnahme an Lern- und Forschungsgruppen oder um Aktivitäten, die in irgendeiner Form mit Religion zu tun hatten. Zudem stellte sich heraus, dass die Mehrzahl nicht allzu viel studierte und sich auch nicht für das Ansehen interessierte, das ihre Universität sich mit ihrer Forschung erwarb. Man bereitete sich hingegen auf die Prüfungen vor und versuchte dabei, die Antworten so zu formulieren, wie sie die Professoren gerne hörten. Was die Mehrzahl der Studierenden, ohne sich zu mehr gedrängt zu fühlen, sich von ihrer Universität wünschte, war, von einer anerkannten Lehranstalt die Vorbereitung zur Ausübung einer Berufstätigkeit zu erhalten. Es ist bezeichnend, dass nur 12,3 Prozent sagten, mit dem folgenden ungeschminkten Satz überhaupt nicht einverstanden zu sein: *Von der Universität erwartet man nur einen Abschluss, um dann eine gute Arbeit zu finden.*

Diese Art und Weise, wie die hier behandelten Jugendlichen zu ihrem Studium und ihren Ausbildungsstätten stehen, heißt keineswegs, dass es sich insgesamt um eine Generation handelt, die ein konfliktives Verhältnis zur Universität hätte. Im Gegenteil: Bezeichnend hierfür ist, dass etwas mehr als 80 Prozent stolz darauf waren, die Universität, an der sie nun waren, gewählt zu haben. Nur 2,9 Prozent (in Westeuropa 5,9 Prozent) waren von ihr enttäuscht. Die Art von Zielen und Werten, die die Mehrheit motiviert, würde folgende Haltung erklären: *mit seiner jeweiligen Universität zufrieden zu sein, aber nichts mit dem zu tun haben zu wollen, was an ihr besonders ist.*

2. Das Religiöse in dieser Generation

En passant haben wir weiter oben schon erwähnt, dass 39 Prozent der befragten Studierenden sich selbst nicht als religiöse Menschen betrachteten, wobei die entsprechenden Zahlen in Westeuropa und Ostasien größer sind. Und was die Konfessionszugehörigkeit betrifft, so bezeichneten sich fast 50 Prozent als

katholisch (49,6 Prozent), wobei andere christliche Konfessionen, Juden, Muslime, Buddhisten und Hindus kleine Anteile aufwiesen.

Dies vorausgesetzt, wurden, um das Thema zu vertiefen, diejenigen, die sich zu einer Religion bekannten, gefragt, ob sie diese Religion tatsächlich auch praktizierten. Die Zahl derer, die immer oder fast immer an gemeinsamen Gottesdiensten ihrer Kirchen teilnahmen, war hoch und überstieg, außer im Falle Südamerikas und Ostasiens, immer 60 Prozent. Dies ist eine recht hohe Zahl bezüglich der praktischen Religionsausübung.

Doch die Studie wollte über die klassischen Statistiken zur religiösen Praxis hinsichtlich des Verständnisses des religiösen Universums der jungen Katholiken an unseren Universitäten etwas hinausgehen und fragte sie, ob sie zusätzlich auch die im Folgenden aufgelisteten Verhaltensweisen und Praktiken an den Tag legten. Die Zahlen derer, die angaben, dies zu tun, finden sich in der nachstehenden Tabelle.

	Afrika	Mittelamerika	Nordamerika	Südamerika	Brasilien	Westeuropa	Osteuropa	Süd-asien	Ost-asien	Südost-asien	Mittlerer Osten
N	168	1426	283	2744	860	1052	305	581	29	435	299
Beten	90,5	82,5	73,5	79,7	80,1	57,4	75,8	95,4	58,6	91,5	88,7
Zur Messe gehen	86,3	59,7	51,6	48,4	50,2	46,4	73,8	94,1	41,4	82,9	80,3
Die Bibel lesen	57,2	24,5	16,9	16,3	21,7	13	22,3	70,9	34,5	30,8	49,9
Teilnahme an der Pastoral	55,3	9,5	10,9	7,8	9,5	8,4	13,4	51,8	31	38,8	28,8
Teilnahme an Solidaraktionen	51,8	42,6	24,7	37,1	25	30,7	13,5	31	31	32	40,5
Teilnahme an der Pfarrei	60,7	23,6	24	14,9	25,7	18,8	28,8	69	44,8	39,1	42,1

Wir sehen, dass abgesehen von Afrika, Indien und Südostasien die Zahlen auf eine eher innerliche und individuell gelebte Religion verweisen, auch wenn die Teilnahme an Solidaritätsaktionen erwähnt wird. Der Prozentsatz derer, die an der Studierendenpastoral teilnehmen, ist gering. Dies zeigt wiederum, dass hinsichtlich der Räume, in denen der Glaube lebendig ist – institutionelles Selbstverständnis der katholischen Universitäten –, deren Erfolge eher bescheiden sind.

Dennoch ist es sehr bemerkenswert, dass diese Erfolge existieren. Das wird offensichtlich, wenn man die obenstehende Tabelle über die religiöse Praxis der katholischen Studierenden vor dem Hintergrund der unüberschaubaren, verwirrenden Vielfalt von Glaubensüberzeugungen neu liest, die die Gesamtheit der Studierenden derselben Universitäten aufweist. Die folgende Tabelle zeigt diese Vielfalt der Glaubensüberzeugungen auf:

Woran glauben die Studierenden der katholischen Universitäten?											
	Afrika	Mittel-amerika	Nord-amerika	Süd-amerika	Brasi-lien	West-europa	Ost-europa	Süd-Asien	Ost-Asien	Südost-Asien	Mitt-lerer Osten
N	269	2343	466	4129	1866	1979	412	1793	1260	1024	926
an Gott	98,9	93,4	88,4	89,4	88	59,5	88,6	88,3	59,6	87,1	93,7
an ein Leben nach dem Tod	77,3	71,4	70,4	59,9	54,6	45	75,2	46,4	57,1	74,2	70,6
an die Hölle	67,3	66,4	60,5	49,2	42,9	23,3	66,5	49,2	55,9	77,1	61,6
an die Sünde	85,9	84,1	85	76,2	64,5	44,6	83,5	75,6	37,7	92,1	71,9
an die Reinkarnation	31,6	27,1	30	32,6	34,3	17,1	11,4	27,7	59,3	32,3	14,4

3. Die Werte bei diesen Studierenden

Die hier besprochene Studie fragte wegen des hohen Grades an kontextueller Abhängigkeit dessen, was sie tendenziell darüber sagten, die Jugendlichen nicht direkt nach ihren Werten. Sie stellte die Frage nach den Werten also auf indirekte Weise, indem sie sie bat, die drei Dinge zu benennen, die ihnen in diesem Moment für sie in ihrem Leben am wichtigsten erschienen, und dann zu sagen, welche Merkmale sie sich für die Arbeit wünschten, die ihnen nach ihrem Abschluss angeboten würde.

Die Bilanz der Antworten, die die Studierenden auf diese Fragen gaben, war auf den ersten Blick überraschend: 94 Prozent zählten die Familie zu den drei wichtigsten Dingen in ihrem Leben, 44 Prozent gaben das Studium an und 42,7 Prozent die Freunde. Die übrigen Dinge, nach denen gefragt wurde, ob sie für sie zu den drei wichtigsten im Leben gehören, tauchten in dieser Reihenfolge auf: ihre Partner, ihre Zukunft, die Religion, die Arbeit, das Vergnügen, ihr jeweiliges Land, die Politik. Und die diesbezüglichen Antworten gingen stark auseinander, sodass man keine von ihnen als charakteristisch für sie insgesamt betrachten kann. Mit einer Ausnahme: dem Desinteresse an der Politik (lediglich 1,2 Prozent zählten die Politik zu den drei wichtigsten Dingen im Leben).

Der hohe Prozentsatz derer, die die Familie zu den drei wichtigsten Dingen im Leben zählten, ist noch interessanter, wenn man sich bewusst macht, dass dies nicht bedeutet, dass sie ihr Leben in großer Anhängigkeit von ihr gestalten würden. Im Gegenteil. Eine Teilanalyse der vielen von der Studie erhobenen Daten zum Verhältnis der Studierenden zu ihren Eltern ergab, dass die meisten der Studierenden sehr oder ziemlich eigenständig gegenüber ihren Eltern waren (81,6 Prozent der männlichen Studenten und 74,3 Prozent der Studentinnen). Was bedeutet dann aber die Tatsache, dass sie die Familie als so wichtig einstufen?

Eine bekannte Beobachtung Abraham Maslows hilft uns, dieser Frage nachzugehen. Maslow hätte gesagt, dass wir die wichtigsten Bedürfnisse in unserem Leben nicht alle gleichzeitig und in derselben Weise befriedigen. Zu Beginn des Lebens geht es fast ausschließlich um physische Bedürfnisse, die wir empfinden (Nahrung, Schutz, Fürsorge ...), in der Adoleszenz kommt dazu das Bedürfnis,

ein eigenes Ich zu haben und es in irgendeiner Weise nach außen zu zeigen. Doch wenn wir die Adoleszenzphase im ersten Stadium des Jugendalters hinter uns gelassen haben, dann genügt es uns nicht mehr, in uns ein Ego jedweder Art zu pflegen. Wir haben das Bedürfnis, dass unser Ego innerhalb der Gesellschaft einen eigenen Ort hat, Anerkennung bekommt, von der ausgehend und innerhalb derer wir uns auf die Zukunft hin entwickeln.

Die »Schlüsselbedürfnisse« in der Phase des Universitätsstudiums erzeugen demnach Verhaltensweisen, die in der einen oder anderen Weise mit den inneren Bedürfnissen zu tun haben, einen Platz in der Welt zu haben. Und es ist wichtig festzustellen, dass diese Bedürfnisse die Studierenden insgesamt – im Gegensatz zur früheren Generation von Studierenden und im Gegensatz zu anderen Teilen der heutigen Jugend – dazu führen, sich positiv auf ihre Familien (und auf ihr Studium) als ihre Verankerung zu beziehen und sich mit Freunden zu umgeben, die mit diesen ihren Prioritäten in Einklang stehen. Wenn wir die Frage nach den familiären Werten unserer Studierenden aus dieser Perspektive betrachten, dann führt uns dies zu einer anderen Kategorie von Hinweisen, nämlich denen, die sich daraus ergeben, was die Studierenden zur Wahl ihres Freundeskreises sagten. Und dabei wird ziemlich klar: Das, was ihnen an der Familie gefällt, ist nicht die Mentalität, die in ihr herrscht. Denn von ihren Freunden identifiziert sich mehr als die Hälfte (56 Prozent) eher mit ihren Kumpels als mit ihren Eltern; 64,6 Prozent würden es vorziehen, unabhängig von ihnen zu leben; 50,2 Prozent denken und empfinden zum Großteil anders als sie ... Doch diese ihre Freunde sind eben die Studierenden der Universitäten, deren Werte uns interessieren.

Eine andere Perspektive bei der Betrachtung der Werte, von denen die Studierenden geleitet sind, eröffnet sich uns, wenn wir uns auf die Merkmale konzentrieren, die sie im Hinblick auf eine mögliche künftige Arbeitsstelle für unverzichtbar hielten, um sich darauf einlassen zu können. Man legte ihnen diesbezüglich eine Liste 16 verschiedener solcher Merkmale vor, die eine Arbeit als wirtschaftlich angemessen (wie zum Beispiel ein gutes Gehalt oder Sicherheit und Stabilität) oder ihrer Ausbildung und ihren Neigungen entsprechend erscheinen ließen oder die ihnen die Gelegenheit geben würden, altruistische Ziele zu verwirklichen (wie etwa gesellschaftlich nützlich zu sein). Und sie wurden gebeten, die drei Merkmale aus der Liste auszuwählen, die sie am ehesten für unverzichtbar hielten, damit sie geneigt wären, eine entsprechende Arbeit anzunehmen. Man wollte sehen, in welchem Maße sie jede einzelne dieser Wertekategorien als unverzichtbar betrachteten.

Und ihre Antworten waren keineswegs überraschend: Lediglich 10 Prozent aller Studierenden zählten zu den drei am ehesten unverzichtbaren Merkmalen ihrer künftigen Arbeitsstelle die Anforderung, sie möge ihnen gute Möglichkeiten bieten, altruistische Ziele zu verwirklichen. Und darüber hinaus hielt sich der Prozentsatz derer, die gute sozio-ökonomische Bedingungen für unverzichtbar hielten, und derer, denen es um die Entsprechung der künftigen Arbeit zu Ausbildung und Neigungen ging, in etwa die Waage.

Eine zusätzliche Anmerkung muss man hier im Hinblick auf die Art und Weise, wie die Studierenden sich zu ethischen Werten verhalten, einfügen: In welchem Maße sind sie dem Relativismus verhaftet, dem zufolge der verpflichtende Charakter dieser ethischen Werte von den jeweiligen Situationen abhängig ist?

Es stellte sich heraus, dass zwei Drittel der Befragten relativistische Einstellungen teilten. Dies trifft besonders auf Ostasien, Brasilien und Westeuropa zu. Die Zahlen entsprechen dem, was die Studie insgesamt auch zeigt.

Zusammengefasst: Über das hinaus, was die Studierenden zur Frage nach dem Wichtigsten in ihrem Leben gesagt haben (Familie, Freunde, Studium, politisches Desinteresse), liefert uns auch der Blick auf ihre Freundschaften und auf die Art und Weise, wie sie ihre zukünftige Arbeit sehen, keine neuen Hinweise auf eine mögliche kollektive Originalität ihrer Wertesysteme. Ohne Zweifel sind diese Studierenden in ihrer Gesamtheit in Bezug auf ihre Werte keineswegs originell. Nicht einmal in ihrer Neigung, diese Werte zu relativieren, sind sie originell. Sie haben stillschweigend die Werte ihres Umfeldes und ihrer gesellschaftlichen Klasse übernommen.

4. Die Jugendlichen an den Universitäten der Kirche angesichts der heutigen Gesellschaft

Über die Universität, die Familie und die naheliegende Aussicht auf eine Arbeitsstelle hinaus können sich die Studierenden nicht weniger von anderen Ebenen herausgefordert fühlen, die in den Medien präsent sind: vom Lebensstil, den ihnen der Konsum verspricht, von möglichen Katastrophen oder Erfolgen viel umfassenderer Natur, von der öffentlich verhandelten Politik, die um ihre Zustimmung wirbt oder sie angesichts der aktuellen Entwicklung der Gesellschaft warnt ...

Wenn wir die Szenarien betrachten, in die sie all diese Botschaften einzuordnen versuchen, so erhebt sich die Frage: Wie sehen die Studierenden das weitere Umfeld ihres Lebens? Wie sehen sie sich selbst? Welche Ideologien üben eine Anziehungskraft auf sie aus?

Was den ersten Punkt betrifft, wurden sie mit der Frage konfrontiert, die einer heute geläufigen Meinung entspricht, dass man nämlich heute besser lebe als jemals zuvor. Und man kann gut verstehen, dass ihre Antworten das Maß an Optimismus widerspiegeln, das ihrer Generation eigen ist und in dem sie mit der Mehrzahl ihrer Altersgenossen übereinstimmen. Es ergaben sich interessante länderspezifische Unterschiede, wie die folgende Tabelle zeigt:

Zustimmung zur Meinung, dass man heute insgesamt besser lebt als früher (Prozent)	
Ostasien	73,0
Südasien	72,1
Brasilien	64,7
Osteuropa	61,9
Mittlerer Osten	58,2
Südostasien	55,9
Westeuropa	55,3
Afrika	54,8
GESAMT	52,8
Südamerika	40,5
Nordamerika	40,3
Mittelamerika	34,8

Wir sehen, dass der Optimismus im Hinblick auf die Welt von heute in den asiatischen Ländern recht deutlich vorherrscht, dass er aber weder in Lateinamerika – abgesehen von Brasilien – noch in Europa oder Afrika geteilt wird. Und inmitten dieser Situation sind etwas mehr als 63 Prozent trotz allem mit ihrem derzeitigen Leben zufrieden oder sehr zufrieden.⁵ Etwas mehr als 50 Prozent sind auch sicher oder ziemlich sicher, die volle Kontrolle über ihr Leben zu haben, wenn sich auch die Studierenden aus Brasilien, Westeuropa, Indien, Ostasien und dem Mittleren Osten unterhalb des Niveaus dieses Optimismus bewegen.⁶

Doch kehren wir nun zur Art und Weise zurück, wie sich die Studierenden in dieser heutigen Welt situieren. Ihnen wurde die große ideologische Frage gestellt, wem die Verantwortung für die Erfüllung der Bedürfnisse der Einzelnen zukäme: dem Staat oder eher der Initiative der Einzelnen selbst. Und eine Stärke des Fragebogens bestand darin, dass man, um Nuancen erkennen zu lassen, die Befragten bat, ihre Meinung einer Skala zuzuordnen, die von 1 bis 7 verlief. In diese Skala sollten sie das Maß der Verantwortlichkeit des Staates eintragen, das ihnen angemessen erschien. Denn hier wurde in aller Klarheit sichtbar, dass diese Studierenden, selbst wenn sie sehr gegen einen Interventionismus vonseiten des Staates waren, andererseits auch keine Gesellschaft vor Augen hatten, in denen die Einzelnen völlig ihrem Schicksal überlassen werden könnten. Der durchschnittliche Wert, dem man der Verantwortlichkeit des Staates für die Befriedigung der Bedürfnisse seiner Staatsbürger auf der Skala von 1 bis 7 beimaß, betrug 2,7. Nur in Osteuropa, Brasilien und im Mittleren Osten war dieser Wert höher. Dasselbe gilt übrigens auch für die Studierenden der Sozialwissenschaften in allen Regionen. Diejenigen, die weniger Staatsinterventionismus wollten, waren – wie könnte es anders sein – die Nordamerikaner. Aber überraschenderweise kamen ihnen darin die Afrikaner sehr nahe. Diese Antworten entsprechen im Übrigen sehr dem massiven Eintreten der gesamten Studierendenschaft für die Demokratie⁷ und der zentralen Stellung, die sie ihrer eigenen gesellschaftliche Klasse zuschrieben, wobei sie sich übrigens angesichts der von einem unkontrollierten, dem Konkurrenzprinzip folgenden Individualismus ständig erzeugten Spannungen zurückhaltend zeigten.

In diese moderate Linie lassen sich auch ihre Einstellungen gegenüber den großen Fragen einordnen, die für die Gesellschaft heute die Globalisierungsprozesse aufwerfen. Diesbezüglich verteilten sich die Meinungen folgendermaßen:

Zustimmung zur Meinung, dass die Globalisierung eine Chance zur Entwicklung für alle Länder ist (Prozent)	
Südostasien	93,3
Ostasien	90,8
Südasien	90,0
Mittelamerika	84,1
GESAMT	82,0
Afrika	81,3
Südamerika	80,2
Mittlerer Osten	79,7
Nordamerika	79,0
Brasilien	76,4
Westeuropa	75,9
Osteuropa	65,3

In Übereinstimmung mit dem, was sich vorher bezüglich der Haltung der Studierenden zu Sicherheit bzw. Unsicherheit in ihren Gesellschaften herausgestellt hat, sind es wiederum die Asiaten, die den größten Optimismus an den Tag legen, und die sogenannten »Abendländer«, die hier die größten Vorbehalte haben – in einigen Fällen aufgrund der Gefahr, dass die Initiativen der großen Konzerne innerhalb der Dynamik der Globalisierung mögliche Initiativen eher persönlicher Art abwürgen, in anderen Fällen aufgrund der Versuche der Staaten, die Arbeitsmärkte zu kontrollieren, um ihre globalisierten Ökonomien zu ordnen. Es ist hier allerdings am Platz, an das geringe Interesse an Politik zu erinnern, das die Studierenden an den Tag legten, was sicher dazu führte, dass sie diese Meinungen aufgrund von Hörensagen und ohne hinlängliche Analyse der entsprechenden Problematik äußerten.

Zustimmung zur Meinung, dass die Globalisierung die Welt den großen Konzernen öffnet und den Menschen verschließt (Prozent)	
Südostasien	73,8
Ostasien	72,8
Mittlerer Osten	69,5
Südamerika	69,3
Südasien	68,3
Nordamerika	66,5
GESAMT	66
Osteuropa	65,5
Afrika	60,5
Brasilien	57,8
Westeuropa	46,8

5. Und immerhin der alltägliche Gang der Politik

Weiter oben wurde auf das geringe Interesse an Politik Bezug genommen, das die Studierenden zeigten, als sie gefragt wurden, welche Fragen das meiste Gewicht in ihrem Leben hätten. Und sie bekräftigten diese ihre Haltung durch die Tatsache, dass sehr wenige von ihnen bei politischen Gruppierungen mitmachten, dass sie nur wenige Freunde hatten, die sich für Politik interessierten, und dass in ihrer Lebensplanung für die nächsten fünfzehn Jahre nicht vorgesehen war, sich politisch zu engagieren. Was denken sie nun über das, was man zurzeit das politische Leben zu nennen pflegt?

Zunächst: Obwohl ihnen, wie wir gesehen haben, die Demokratie als die beste Regierungsform erscheint, stimmen 82,7 Prozent völlig oder weitgehend mit der Meinung überein, dass die Demokratien heutzutage nicht die Interessen der gesamten Bevölkerung ihrer Länder repräsentieren. Und es sind sogar 89,7 Prozent, die meinen, dass es heute eine große Kluft zwischen den Interessen der Politiker und denen der einfachen Bürgerinnen und Bürger gibt. Auch stimmten 89,4 Prozent völlig oder weitgehend der Auffassung zu, dass heutzutage die Korruption der Politiker ein großes Problem darstellt – obwohl der Prozentsatz in Europa, Nordamerika und Ostasien hier niedriger ist.

All diese Zahlen geben reichlich zu denken. Einerseits scheint es diesen Studierenden so zu sein, dass die politischen Fragen in ihren jeweiligen Ländern nicht angemessen behandelt werden; ja mehr noch, dass die Art und Weise, wie mit den öffentlichen Belangen umgegangen wird, ein beschämendes Schauspiel bietet. Und dennoch halten sie sich in ihrer Mehrheit fern von diesem sogenannten Schauspiel in der Meinung, dass sie ihr Leben innerhalb ihres derzeitigen universitären Umfelds und später in ihrem beruflichen Umfeld und auch entsprechend dem Status und der Welt, in der ihre Familie lebt, gestalten. Und sie lassen dabei nicht erkennen, dass sie ernsthaft interessiert, was sich außerhalb ihres näheren Umfeldes tut.

6. Wie die Jugendlichen an katholischen Universitäten die Zukunft sehen

Wenn man all dies vor Augen hat, was man über diese Jugendlichen feststellen konnte – ihren Optimismus in Bezug auf sich selbst, ihren recht utilitaristischen Umgang mit Studium und Universität, ihr stillschweigendes Arrangement mit den Ressourcen ihrer jeweiligen Familien, die Werte, die sie inspirieren, ihr wie von außen gefälltetes Urteil über die Probleme der Welt und die Politik, als ob sie sich davon nicht sehr betroffen fühlten –, könnten wir annehmen, dass ihr Blick auf die Zukunft in diesem universitären Kontext übermäßig stark von dem bestimmt ist, was kurzfristig vor ihnen liegt.

Und das fand tatsächlich Bestätigung, als sie gebeten wurden, auf einer Liste mit sehr unterschiedlichen, in den kommenden fünfzehn Jahren zu verwirklichenden Projekten die drei anzukreuzen, die sie am liebsten in Angriff nehmen wollten. Ihre Antworten zeigten uns Studierende, die sehr von dem in Beschlag genommen sind, was unmittelbar vor ihnen liegt, und die sehr eng mit ihrer

Familie, ihren Freunden, mit dem Studium und mit der Universität verbunden sind. Nichts darüber hinaus. Denn unter den insgesamt weit voneinander abweichenden Entscheidungen über die bevorzugten Projekte wurden die folgenden drei mit einem besonders hohen Stellenwert versehen: einen Abschluss machen und eine gute Arbeit finden (62,4 Prozent); eine eigene Familie gründen (45,5 Prozent); viel Geld verdienen (30 Prozent). Dagegen wünschten sich 24,5 Prozent zu reisen, um entfernte Teile der Welt kennenzulernen. Und unter den altruistischen Projekten auf der Liste war die häufigste Option, sich in Bewegungen für die Menschenrechte oder ähnlichen Bewegungen zu engagieren (nur 4,8 Prozent), und nur 2,6 Prozent gaben an, dass sie sich in eine religiöse Gruppierung integrieren wollten, um ihren Glauben zu vertiefen.

Wir haben übrigens festgestellt, dass die Rangordnung der Projekte, für die man optierte, in den einzelnen Weltregionen keine hohe Abweichung aufwies, wenn auch in Afrika eine größere Tendenz hin zu altruistischen Projekten festzustellen war, während es in Europa und Nordamerika besonders wichtig erscheint, eine gute Arbeit zu finden. Überraschenderweise wird der Wunsch nach einem guten Gehalt in Indien am meisten erwähnt. Weil die Gehälter dort im Allgemeinen niedrig sind?

Vor einigen Jahren sagte man über die Studierenden, sie seien eine pessimistische Generation. Heute kann man dies, wenigstens wenn wir von den Studierenden an den katholischen Universitäten ausgehen, angesichts dessen, was sie an der Zukunft am meisten interessiert, nicht mehr sagen. Doch nicht eigentlich deshalb, weil sie sich weniger Sorgen um die großen Fragen der Menschheit heute machen würden, sondern weil sie, wenn sie an *ihre eigene* Zukunft denken, weniger von diesen Fragen als von den kurzfristigen Dingen betroffen sind: Familie, Beruf, Freundschaften. Dies wäre auch die Erklärung dafür, dass sie auf einer Skala von 1 bis 6 auf die Frage, ob sie glücklich sind, ob sie im Leben einen Sinn finden, ob sie meinen, sie hätten das Leben unter Kontrolle, Antworten gaben, die sich um den Wert 5 einpendelten.

Aus dem Spanischen übersetzt von Dr. Bruno Kern M.A.

Anmerkungen

1 Artikel 2 der Statuten der *Federación internacional de las Universidades católicas* (FIUC – »Internationale Föderation der katholischen Universitäten«).

2 Zur FIUC zählen mehr als zweihundert Universitäten in christlichen und nichtchristlichen Ländern.

3 Die übrigen 16 Prozent haben sich auf Veranlassung ihrer Eltern oder aufgrund von zufälligen Ereignissen (zum Beispiel, weil sie für diese und keine andere Universität ein Stipendium bekamen) in einer katholischen Universität immatrikuliert.

4 *Ex corde Ecclesiae*, 7.

5 Bei den Katholiken sind es 70,1 Prozent, bei den Studierenden mit anderer Religionszugehörigkeit 59,8 Prozent und bei den Nichtglaubenden 53,3 Prozent.

6 Hinsichtlich dieser Frage gibt es kaum Unterschiede zwischen Gläubigen und Nichtgläubenden.

7 85 Prozent haben auf die entsprechende Frage im Zuge dieser Studie diese Präferenz für die Demokratie angegeben.

Literatur

FIUC 2014: *Youth Cultures in Catholic Universities / Les Cultures des Jeunes dans les Universités Catholiques / Las culturas de los jóvenes en las universidades católicas*, Paris

JOHANNES PAUL II. 1990: Apostolische Konstitution *Ex corde Ecclesiae* über die katholischen Universitäten. in: w2.vatican.va/content/john-paul-ii/de/apost_constitutions/documents/hf_jp-ii_opc_15081990_ex-corde-ecclesiae.html

Die Autoren

Rosa Aparicio Gómez ist Doktorin der Soziologie und forscht am Universitätsinstitut Ortega y Gasset. Zuvor war sie Professorin an der Päpstlichen Universität Comillas, wo sie ein Institut zur Erforschung von Migrationsbewegungen gegründet hat. Sie ist Vorsitzende des Nationalen Forums zur sozialen Integration von Einwanderern. Anschrift: Instituto Universitario de Investigación Ortega y Gasset, Fortuny, 53, 28010 Madrid, Spanien. E-Mail: rag.migraciones@fog.es.

Andrés Tornos Cubillo hat Doktorate in Theologie und Philosophie sowie ein Diplom in Klinischer Psychologie inne. Er ist Professor emeritus der Päpstlichen Universität Comillas. Er interessiert sich mehr für die auf der Straße gelebte Religion als für akademische Diskussionen, und so bewegen sich seine Studien in den Feldern zwischen der Psychologie, der Philosophie und der Theologie. Anschrift: C. Mártires de la Ventilla, 34, 28029 Madrid, Spanien. E-Mail: tornos@iem.upcomillas.es.

Diego Rodríguez Azcárate ist Lizentiat der Soziologie und Spezialist für Datenanalyse an verschiedenen Forschungseinrichtungen. Er war beteiligt an Forschungen über Gewalt zwischen den Geschlechtern, Migrationsbewegungen, Jugend und Identität sowie an verschiedenen Entwicklungsprojekten. E-Mail: rodriguezazcarate@gmail.com.